



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rumpelt, Alexander: Am Fuciner See. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Am fuciner See

Von Alexander Rumpelt

1



wischen den stattlichen Massiven des Monte Sirrente (2349 Meter) und des Monte Velino (2487 Meter) führt die Poststraße aus der Hochebene von Aquila nach dem Becken des ehemaligen Fuciner Sees hinüber.

Ein kräftiger Nordwind hatte die Berge reingefegt, prächtig leuchtete im Schmuck des ersten Herbstschnees die lange Kette des Gran Sasso über den altersgrauen Mauern der „Adlerstadt“. Und da ich mich nun drei Tage in ihr herumgetrieben und an ihren unzähligen romanischen Portalen und Fensterrosen weiblich satt gesehen hatte, beschloß ich der Kultur wieder zu entfliehen.

Die Sonne war kaum aufgegangen, da ratterte die alte Postkutsche aus den engen Gassen durch die Porta di Napoli hinaus in den frischen Sonntagmorgen. In den lustigen Dörfern rechts und links läuteten die Glocken. Unter munterm Schellenklingeln trabten unsre Mähren an Bauern und Bäuerinnen vorüber, die in bunte Farben festlich gekleidet zum Markte nach der Stadt zogen.

Aber bald wird mit der beständigen Steigung die Fahrt langsamer, und man hat Muße, den weiten fruchtbaren Talkessel von Aquila, die stolze Stadt, die schmucken Dörfer zu betrachten. Immer höher erheben sich in der Ferne die Felsenmauern des Zentralapennins, doch ebenso fesselt ein riesiges künstliches Gemäuer den Blick in der Nähe — auf breitem Bergrücken ragen die Ruinen der Burg Dcre, der einzigen von neunundneunzig Burgen im Umkreis, die aus besondrer Gnade Friedrichs des Zweiten nicht zerstört wurde, als er Barone und Bauern der Hochebene in seinem Bollwerk gegen den Kirchenstaat, dem neugegründeten Aquila, vereinigte. Der Hohenstaufe, der sich in den Abruzzen oft und schwer mit dem auffässigen, zu Rom neigenden Adel herumschlagen mußte, schenkte das Schloß seinem Reichskanzler Gualtieri (Walter) — auch in Trümmern noch ein gewaltiges Denkmal an die merkwürdige Zeit der Schwabekaiserherrschaft in Unteritalien.

Um elf Uhr war mit dem Passo di San Bernardino, etwa 1200 Meter, die Hochfläche erreicht, auf der sich trotz den grimmen Wintern, trotz dem dürftigen Ertrag eines steinigen Bodens die Menschen in vier Dörfern: Rocca di Cambio,

Rocca di Mezzo, Rovere und Dvindoli angesiedelt haben. Der Paß hat seinen Namen von einer frommen Sage. Mir wurde eine Steinplatte neben der Straße gezeigt mit zwei tiefen, rundlichen Eindrücken. Der heilige Bernhardin soll hier niedergekniet sein und dabei diese kräftigen Spuren hinterlassen haben, als er von dieser Stelle zum erstenmal die Stadt Aquila liegen sah, die für sein Wirken bedeutungsvoll werden sollte.

Unsre Mittagstation, Rocca di Mezzo (1275 Meter), verrät in einigen größern Gebäuden einen gewissen Wohlstand und würde sich mit seiner köstlichen Luft und seiner hohen Lage sehr wohl zur Sommerfrische eignen, wenn es nicht so schmutzig, und wenn nur ein wenig Schatten in der Nähe wäre. Der gewöhnliche Übelstand der italienischen Sommerfrischen. Die schönen Buchenwälder sind auch hier weithin abgeholzt. Was hilft es, daß man jetzt auf den von Humus entkleideten Geländen junge Pflanzungen anlegt, daß die Forstverwaltung das Halten der schädlichen Ziegen verbietet, um die Schonungen einigermaßen zu schützen und vorwärts zu bringen! Es wird zehn, zwanzig Jahre bedürfen, ehe diese Bäume einigen Schatten spenden, hoffentlich aber nicht so lange, bis die Leute von Rocca di Mezzo begreifen, was für einen Schatz sie in ihrem Orte haben, den es nur zu heben gilt. Zunächst durch Erbauung eines bessern Gasthofes, Einrichtung von Sommerwohnungen und — ein wenig Reklame. Nur vier Stunden im Postwagen von der Provinzhauptstadt weg, und man befindet sich mitten im Hochgebirge auf grünen, duftigen Matten. Und welcher Blick über die weite Hochfläche hinüber nach dem majestätischen Gran Sasso mit seinen Trabanten, dem Monte Camicia und dem Campo Imperatore zur Rechten, den Monti Cefalone, Intermesole und Corvo zur Linken! War es der ganze Charakter dieser Landschaft, war es der Eindruck der armen, aber gesunden und kräftigen Gestalten, die einer spröden Natur in beständigem Kampf ihre kargen Bedürfnisse abringen, war es die klare Luft, die Nahes und Fernes mit greifbarer Deutlichkeit sich voneinander abheben ließ, dieses scharfe Licht, das alle Farben frischer leuchten machte: ich wurde immer wieder an Segantini erinnert. Dieselben Motive hätte er hier gefunden wie in Graubünden.

Im Gasthofzimmer zu Rocca di Mezzo stehn an der Decke vier Worte: Amor — Labor — Salus — Pax. Die vier Dinge, die der Mensch zu seinem Glücke braucht. Eine ganze Philosophie steckt in diesen vier Worten, und so schaute ich nach meinem anspruchlosen Mahl durch die blauen Wolken meines Pfeisens immer wieder nachdenklich zu der Decke auf, bis die Glocke zwei Uhr schlug. Nur noch vier Stunden Tag, und gerade vier Stunden Wegs lagen heute noch vor mir bis Celano, der nächsten Stadt am Fuciner See. So nahm ich meinen Rucksack auf und stapfte auf der Höhe weiter. Rings Bergwiesen, wo Hunderte von Pferden weiden, dazwischen einige dürftige Getreidefelder, Kartoffeln und Winterkorn, das trotz der langen Dürre schon aufgegangen war, nur vom Tau gestärkt. Hier und da eine Ziegelbrennerei. Die Buchenwälder

am Nordfuß des Monte Sirrente treten fast bis an die Straße heran, wundervoll leuchtete in der Herbstsonne das rotgelbe Laub, auf den Buchenhängen zeichneten sich die Schattenrisse der überragenden Bergspitzen ab, so scharf wie von einem Kohlenstift geführt. Viel Schnee klebt schon an den Schroffen des Monte Sirrente, der Gipfel des Monte Velino zur Rechten bleibt leider unsichtbar. Hinter dem armjeligen Dorf Rovere beginnt der fünf Kilometer lange Laghetto oder Vado di Pozzo (1350 Meter), einst in der Quartärzeit ein See, jetzt ein leidlich fruchtbares Stück Alluvialboden, geologisch interessant, wie denn die ganze Hochfläche reich an Höhlen und Dolinen ist. Eisen und auch Aluminium wurde ziemlich reichhaltig (55 Prozent) im Gestein gefunden, aber bisher nicht ausgebeutet, wohl infolge des weiten Transports bis zur nächsten Station (Aquila).

Lange steht im Vorblick die Silhouette des Wachturms von Dvindoli — jedes auch dieser hochliegenden Abbruzzendörfer hat ein mehr oder weniger verfallenes Kastell —, der Turm gleicht aus der Ferne einem großen Sektglas, da er durch Abbröckelung des Gemäuers unten schmaler geworden ist als oben. Hier in Dvindoli war mit 1375 Metern die höchste Steigung der Straße erreicht. Nach einem Abschiedsblick auf den bis hier herüber grüßenden Gran Sasso ging es abseits der Straße in mächtigen Kürzungen bergunter. In der Tiefe vor mir breitete es sich wie ein riesiges, buntgemustertes Tafeltuch aus, lauter Rechtecke — die große Fruchtebene, die jetzt den ehemaligen Fuciner See einnimmt. Die Rechtecke stellten, wie ich durch das Glas erkannte, stundenlange, sich regelmäßig schneidende Pappelalleen her und bezeichneten so die einzelnen Abteilungen des „Fürstentums Fucino“. Ein seltsames Bild, aber schöner, stimmungsvoller war der Blick gewiß vor fünfzig Jahren, als da unten noch der große See leuchtete. Links über dieser geometrischen Riesenfigur, halb Kunst, halb Natur, tauchen Berge der Metagruppe (2241 Meter) auf, rechts erhebt sich der stattliche Monte Viglio (2156 Meter), schon jenseits des Viristales. Hinter San Petito, ebenfalls mit abenteuerlicher Burgruine, wird die bisher so ernste, einsame Gegend lieblicher und belebter. Die fröhliche Pappel, der charakteristische Baum der Abbruzzen (wie für Kalabrien die Kastanie bezeichnend ist), tritt wieder in Massen auf. Ganze Scharen von Landleuten begegneten mir, zu Fuß und zu Esel. Sie kehrten von einem großen Jahrmarkt aus Celano in ihre abgeschiednen Dörfer und Höfe zurück, hatten da ihr Korn und ihre Kartoffeln verkauft und trugen dafür so manches Erzeugnis der Kultur: Gerätschaften von Holz und Eisen, Geschirr, Stoffe usw. heim.

Nicht lange, so kam Celano in Sicht, überragt von seinem trotzigen Kastell, der Rocca Mandolfi. Die Sonne war schon hinter dem Monte Viglio untergegangen, aber ihr Widerschein strahlte noch über das weite Talbecken, die Segensgefülde, die schön geschwungenen Berge ringsum, vor allem die alte Burg mit goldigem Dämmer umwebend. Ich ließ mich in einer Fichtenschonung nieder, erfreut, den heimatlichen Baum hier zu begrüßen, und überdachte die Geschichte dieses reizenden Fleckchens Erde.

Sie sind trübe genug. Im Altertum wütete hier der blutige Marsertkrieg 90 bis 89 vor Chr., und im siebzehnten Jahrhundert hatte das Städtchen nicht minder zu leiden, da es am Aufstande Masaniello gegen den spanischen Despotismus (1647) hervorragenden Anteil nahm und durch das Erdbeben von 1695 halb zerstört wurde. Das alte Kastell da unten aber mit seinen vier wuchtigen Ecktürmen wußte noch ganz andre Dinge zu erzählen.

Wieder begegnen wir hier den Spuren unsers großen Kaisers Friedrich des Zweiten. Im Jahre 1221 empörte sich der Graf von Celano wider ihn. Der Feldherr des Hohenstaufen, Graf von Acerra, zog an den Fuciner See, besetzte die Stadt, konnte aber die Rocca Mandolfi nicht nehmen. Das Jahr darauf kam der Kaiser selbst, ohne etwas auszurichten. Endlich vermittelte der Papst einen Frieden, wonach der Graf von Celano mit seinen Mannen freien Abzug erhielt. Dafür mußten aber die Bürger in die Verbannung gehn, ihre Stadt wurde verbrannt. So lag sie zwei Jahre in Schutt und Asche. Endlich war der Zorn des Kaisers verrauht. In eigener Person gründete er feierlich Celano aufs neue als Civitas Imperialis und erlaubte den Bürgern, die ihren Zwangsaufenthalt unterdes in Kalabrien, Sizilien und Malta genommen hatten, zurückzukehren.

Die Grafschaft ging durch die Hände verschiedner Familien und gelangte Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an Covella, die letzte Sprossin des Normannengrafen Roger. Das wilde Blut dieses Geschlechts lebte noch einmal auf in ihrem Sohn Ruggerotto. Der gönnte der Mutter den mächtigen Besitz nicht, schlug sich auf die Seite der Anjou's, die nach zweihundertjähriger Herrschaft der Aragonese Alfonso der Erste 1442 vom Throne Neapels gestoßen hatte, und mietete den Condottiere Niccolò Piccinnino, um der Mutter Celano zu entreißen. Die Stadt wurde tatsächlich erobert, und bald auch die Burg von Gagliano, wohin die unglückliche Frau geflüchtet war, von den Landsknechten Ruggerottos erstürmt. Der Sohn warf die eigne Mutter in den Kerker. Um diese Schmach zu rächen, schickte Ferdinand der Erste (1458 bis 1494) Napoleone Orsini. Der schlug Ruggerotto. Und Ruggerotto ließ seine Mutter frei, damit sie beim Papst Pius dem Zweiten Fürbitte für ihn einlege. Aber weder der Papst, der Celano für den Kirchenstaat beanspruchte, noch der mißratene Sohn erhielten das schöne Ländchen. Ferdinand gab es als Mitgift seiner natürlichen Tochter Maria von Aragonien einem seiner Getreuen, Antonio Piccolomini, zu Lehen. Dieser, sein Schwiegersohn, war zugleich ein Nefte des Papstes, und so wurden beide Teile zufriedengestellt, nur der törichte Ruggerotto war wohlverdienterweise um sein mütterliches Erbe gekommen.

Infolge der Herbstmesse herrschte auf den Straßen des Städtchens reges Treiben, alle Gasthäuser waren überfüllt, sodaß ich froh war, als sich meiner mit gewohnter italienischer Liebenswürdigkeit ein Maurer annahm, der auf dem Markte bei Lampenschein vor einer Taberne zu Abend aß. Obgleich er eben seinen Teller Suppe erhalten hatte, sprang er auf und begleitete mich durch ein

Gewirr enger, finsterner Gassen zu einem ernst und ehrwürdig dreinschauenden Manne, Don Alfonso. Dieser erklärte sich bereit, mir ein Bett zu geben. Natürlich ließ ich sofort Wein holen und belohnte den braven Maurer mit einem Schoppen feurigen roten. Er war vor Jahren im Elsaß gewesen und hatte da mit vielen Hunderten seiner Landsleute für uns in Straßburg und an andern Orten Forts gebaut. Da an sämtlichen Wänden der Wohnung Modelle hingen, kam ich bald zu der Überzeugung, daß mein Wirt ein Schneider sein müsse. Und so war es auch. Das Herbergehalten betrieb er aber doch vielleicht als Hauptsache, die Rechnung am nächsten Morgen verriet einen außerordentlich entwickelten Geschäftssinn.

Die einstige Bedeutung des Städtchens, das jetzt nur 9000 Einwohner hat, beweisen seine stattlichen Kirchen aus dem dreizehnten Jahrhundert, sämtlich romanisch und von demselben Charakter wie die aus derselben Zeit in Aquila. Schöne Rosetten zeigt die Pfarrkirche San Giovanni und eine andre Sant' Angelo. Bemerkenswert sind die Fresken an der Lunette der Eingangspforte von San Francesco: Madonna mit Heiligen. Das steife Byzantinische ist noch nicht überwunden, aber wohlthuend wirken die sanft abgetönten Farben. Auch die milden, feinen Gesichter verraten den Einfluß des nahen Umbriens.

Menschen und Dinge, die bei der ersten Bekanntschaft einen günstigen Eindruck auf uns machen, verlieren oft um so mehr bei genauerm Zusehen. So ging's mir mit dem Kastell von Celano, in dem ich gestern aus der Ferne eine ganz seltene Perle der Romantik entdeckt zu haben wähnte. Im ganzen gut erhalten, ist es im einzelnen schrecklich verwahrloht. Schmutzig die Höfe, Treppen, Galerien und Gänge, schrecklich die Malereien der obern Räume. Die ehemaligen Prunkzimmer der fürstlichen Besitzer verraten ihren schlechten Geschmack. Überall Verfall. Hier hat wohl seit hundert Jahren kein Maurer oder Tüncher einen Schaden gebessert. Dank der soliden Bauart des Mittelalters noch nichts Ruinenhaftes. Aber welches Juwel könnte dieses durch seinen imposanten Säulenhof architektonisch hervorragende Gebäude in der Hand eines reichen Herrn auch im Innern werden! Wie köstlich sind die Ausblicke aus den Saalfenstern des Obergeschosses und von dem Umgang oben, wo man über den Zinnenkranz nach der Stadt Avezzano, auf den fruchtreichen Boden des ehemaligen Sees und die freundlichen Berge in weitem Kreise hinüberschaut! Noch sind einige gotische Fenster an der Seeseite erhalten und ein steinerner Fensterrahmen über dem innern Tor — edelste Renaissancearbeit. Aber eine Erneuerung dieses köstlichen Herrensitzes steht nicht zu hoffen. Das Schloß gehört jetzt drei verschiedenen Eigentümern und ist an eine Menge Familien vermietet. Sene suchen möglichst viel herauszuschlagen und wenden nichts auf. Mit dem Gefühl des äußersten Unbehagens verließ ich die historisch denkwürdige Stätte.

\* \* \*

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,  
 Verpestet alles schon Errungne;  
 Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,  
 Das letzte wär das Höchsterrungne. . . .  
 Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!  
 Das Abgesteckte muß sogleich geraten.  
 Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß  
 Erfolgt der allerschönste Preis;  
 Daß sich das größte Werk vollende,  
 Genügt ein Geist für tausend Hände.

Faust, zweiter Teil

Avezzano hieß für die nächsten drei Tage mein Standquartier. Dieses nette Städtchen liegt zwölf Kilometer westlich von Celano, eine halbe Stunde vom ehemaligen Ufer des Sees inmitten reicher Gärten, Weinberge und Kornfelder. Neben der Pappel ist dank der niedern Lage (700 Meter) der Ölbaum vorherrschend. Die etwa 10000 Seelen bergende Stadt hat eine Zukunft als Endstation der vor einiger Zeit eröffneten Viristalbahn, die die älteste Abbruzzebahn Rom—Sulmona hier erreicht.

Eine Merkwürdigkeit Avezzanos ist das alte Kastell, 1499 von Gentile Orsini gebaut, eine echte Zwingburg des ausgehenden Mittelalters. Lehrreich ein Vergleich mit der benachbarten Rocca Mandolfi. Beide Burgen, wiewohl beinahe zu derselben Zeit gebaut — die von Celano in ihrer jetzigen Gestalt stammt aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts —, haben nichts gemeinsames als die vierseitige Grundanlage und dieselbe Zahl der Türme. Bei der Rocca Mandolfi sitzen die vier quadratischen Türme auf dem Grundbau auf, sie sind ebenso wie die Mauerbrüstung mit Zinnen bewehrt. Das Kastell von Avezzano hingegen zeigt an den Ecken starke Rundtürme, die sich unmittelbar aus dem Boden erheben, ohne sich, wie das unter den Normannen üblich war, zu verzüngen. Also eine Weiterbildung des unter den Anjous beliebten Festungsstiles, dessen bestes Muster das Castelnovo in Neapel ist. Unter dem überragenden Obergeschoß der Türme wie des eigentlichen Kastells zieht sich ein kräftiger Rundbogenfries, der von Kragsteinen getragen, sehr malerisch wirkt. Der Eindruck beider Gebäude, obgleich mit so verschiedenen Mitteln erreicht, ist der selbstherrlicher, trotziger Kraft. Doch wirkt meiner Meinung das um vierzig Jahre ältere Kastell von Celano anmutiger, freierlicher, moderner als das von Avezzano, das das letzte Beispiel des Angiovinischen Festungsstils in Süditalien sein dürfte.

Ein besondrer Schmuck der Stadt ist ihr öffentlicher Garten, dessen sich keine Großstadt zu schämen brauchte. Alle möglichen Ziergewächse des Südens und des Nordens sind um den runden Platz in der Mitte vereinigt, wo ein großer Springbrunnen Kühle spendet. Beherrschend schauen die zwei Spitzen des massigen Monte Velino über ein palastähnliches Gebäude — die „Administration des Fürstentums Fucino“.

Als ich mir hier den Schein holte, der mich berechtigte, „die Madonna bei der Mündung des Abzugskanals, die andern Wasser- und landwirtschaftlichen Arbeiten zu besichtigen“, ging mir schon eine Ahnung von der Größe dieses wahrhaft fürstlichen Unternehmens auf. Ich sah in riesigen Speichern Korn und Weizen haushoch gehäuft liegen, und in einem andern Saal arbeiteten in einer Reihe nebeneinander nicht weniger als vierundzwanzig Dreschmaschinen. Doch es ist nötig, zum bessern Verständnis einige geschichtliche Daten zu geben.

Etwas größer als der Tراسimenische See breitete sich beinahe eisförmig im Altertum hier ein See aus, der wohl von Osten her einen Zufluß, den Pitonius (jetzt Fiume Giovenco), aber nirgends einen sichtbaren Abfluß hatte. Irrig war die Ansicht der Alten (Strabo, Plinius), daß der Abfluß mit einem Gewässer identisch sei, das im Aniotal fünfunddreißig Kilometer entfernt unter dem Namen Acqua Marcia zutage tritt. Gleichviel, unterirdische Abflüsse muß der See gehabt haben, aber jedenfalls nicht in genügender Menge. Denn nach starken Regnen, wenn sich das Wasser von den umliegenden Bergen in großen Massen in den See ergoß, stieg er und hielt oft lange Zeit weite Strecken Landes überschwemmt, die dann später wieder frei und bebaut wurden, immer aber in Gefahr waren, auf längere oder kürzere Zeit zum See zu werden.

Cäsar war der erste, der den Plan faßte, durch einen unterirdischen Kanal wenigstens die Höhe des Sees zu regulieren. Seine Ermordung vereitelte die Ausführung des Unternehmens. Augustus hatte keine Lust, vielleicht auch kein Geld dazu. Erst Kaiser Claudius setzte es ins Werk. Elf Jahre arbeiteten 30 000 Menschen daran. Der Kaiser kam aus Rom herüber, und glänzende Feste, darunter ein großes Seegefecht, feierten die glückliche Vollendung. „Claudius rüstete Drei- und Viereruderer und 19 000 Mann aus und faßte den ganzen Umkreis mit Rähnen ein, damit kein freies Entkommen wäre, dabei dennoch Raum genug umspannend für die ganze Macht des Rudervolkes, der Steuerleute Kunst, der Schiffe Anlauf und des Kampfes Brauch. Auf den Rähnen standen Rotten und Schwadronen prätorischer Kohorten, vor ihnen Bollwerke, von denen man mit Katapulten und Ballisten schießen konnte. Den übrigen Teil des Sees nahmen in verdeckten Schiffen die Seesoldaten ein. Die Ufer, Hügel und Berghöhen füllte amphitheatralisch eine unzählbare Menge aus den nächsten Städten. Auch aus Rom waren viele herbeigeeilt, aus Schaulust oder Huldigung für den Kaiser. Er selbst in prächtigem Feldherrnmantel, und nicht weit davon Agrippina in golddurchwirktem Gewande führten den Vorsitz. Gekämpft wurde, obwohl unter Verbrechern, mit dem Mute tapferer Männer, und nach vielen Wunden erst entzog man sie der gänzlichen Vernichtung.“ So Tacitus (Annalen XII, 56).

Unter Nero verfiel der Kanal, Hadrian ließ ihn zwar wiederherstellen, doch im Mittelalter verfiel er aufs neue, jedenfalls infolge Abbröcklung des Gemäuers und der beständigen Anschwemmung aus dem See. Vergeblich blieben die Versuche einer Trockenlegung durch Friedrich den Zweiten (1240), Alfons

den Ersten (1430), Sixtus den Fünften (1600) und die Bourbonen (1790 und 1826). Da machte sich 1854 der reiche Fürst Alessandro Torlonia, der Großvater des jetzt „regierenden“, mit drei französischen Ingenieuren an die Arbeit. Gegen die Zusicherung, daß die trockengelegten Gründe in sein Eigentum übergehen sollten, riskierte er nicht nur sein Vermögen, sein und seines Hauses Glück und Bestand, er stellte auch sein ganzes Leben in den Dienst dieser einen großen Idee.



## Skizzen aus dem heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Vierte Reihe

### 1. Der Verein für rationelle und künstlerische Körperkultur



Die Herr Sigismund Kräutlein eigentlich auf seine so eminent wichtige Idee gekommen ist, ist ihm später selbst nicht klar gewesen. Sie war da, sie verkörperte sich, sie nahm eine imperative Gestalt an. Und dieser Imperativ befahl: Halte dich für berufen, die Welt vom Hackengange zum Zehengange zu befehlen. Wohl erinnerte er sich aus seiner Kinderstube, daß seine selige Frau Mama, wenn er mit den Absätzen hart aufgetreten war, sagte: Nicht doch, Sigismund, artige Kinder treten immer mit den Zehen auf. Als artiger Sohn hatte er es auch versucht, aber es war ihm nie gelungen, wenigstens auf die Dauer nicht. Nun war er einmal vom Strande der italienischen Küste den steilen Weg nach Sorrent hinaufgestiegen, und vor ihm war eine dicke Italienerin, die noch dazu einen Korb auf dem Kopfe trug, einhergegangen — im Zehengange, leicht und mühelos, als wenn sie an sich selbst und an dem Korbe nichts zu tragen gehabt hätte. Und dann hatte er irgendwo einmal einen Aufsatz über den Gegenstand gelesen, und dann hatte es eines Tages vor seiner Seele gestanden: der Zehengang! der Zehengang!

Es handelte sich um folgendes: Wenn man den Fuß beim Gehen niedersezt, so kann das entweder so geschehen, daß man den Hacken zuerst mit dem Boden in Berührung bringt und dann erst bei fortschreitender Bewegung die Zehen folgen läßt — Hackengang —, oder so, daß man mit Zehen und Fußballen das Gewicht des Körpers auffängt und dann erst den Hacken niedersezt — Zehengang. Nun könnte jemand sagen: Das ist ja ganz egal; ein jeder gehe, wie es ihm bequem ist. Aber kann dieser Einwurf nicht jeder Erziehung zum Bessern gemacht werden? Ist man nicht verpflichtet, das zu tun, was nicht allein naturgemäß ist, sondern auch den Forderungen der Schönheit und der Moral entspricht? Daß dies der Zehengang sei, das ist es, was sich Herr Sigismund Kräutlein als Offenbarung darbot. Wir sagten schon, daß es ihm im Anfange nicht klar war, warum er sich für den Zehengang entschieden habe, aber nachdem er es getan hatte, wurde es ihm zur unererschütterlichen Gewißheit, daß nur der Zehengang Daseinsberechtigung habe, und daß das Wohl und Wehe der Menschheit von dieser so vernachlässigten Frage abhängen.

Herr Sigismund Kräutlein war ein Mann von großer Zähigkeit des Willens, und er hatte Zeit. Denn er war Mitinhaber einer großen Schuhsohlenfabrik, mit